

Tier und Mensch

PAUL OVERHAGE SJ

MODERNE VERHALTENSFORSCHUNG UND DIE ABSTAMMUNGSFRAGE¹

Die biologische Forschung hat sich in den letzten Jahrzehnten einer unerhörten Anstrengung unterzogen, um das Problem des menschlichen Ursprungs mit rein naturwissenschaftlichen Mitteln einer Lösung näherzubringen. Man gab sich nicht damit zufrieden, nur Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen zwischen Mensch und Tier, besonders den höheren Primaten (Menschenaffen), herauszustellen, sondern bemühte sich, auch die typischen Sondermerkmale des Menschen, den aufrechten Gang und die völlige Befreiung der Hand von der Fortbewegungsfunktion, die Architektur seines Schädels und sein großes Gehirn, seine Sprache und sein geistgeprägtes Verhalten aus vorzeitlichen fossilen Formen und tierischen Verhaltensweisen abzuleiten und zu erklären. Vor allem hat die gerade erst aufblühende Verhaltensforschung in den letzten Jahren der psychischen Seite des Ursprungsproblems, der Evolution menschlichen Verhaltens, größte Aufmerksamkeit geschenkt. Jede naturwissenschaftliche Forschung wird nämlich wegen der Eigenart ihrer Methode versuchen und versuchen müssen, den Abstand zwischen Mensch und Tier, auch im Psychischen, mit quantitativen Schritten zu überbrücken. Sie darf mit Recht prüfen, ob und inwieweit sich auch die psychisch-geistige Seite des Menschen in ihrem Sein und Werden aus tierischen Gegebenheiten verstehen läßt. Doch dürfen derartige Versuche, wie es sehr häufig der Fall ist, nicht von der eingestandenen oder uneingestandenen außernaturwissenschaftlichen Vorentscheidung eingegeben sein, der Geist habe sich aus geistlosem Leben herausentwickelt. Ebenso wenig kann der Biologe als Naturwissenschaftler von der anderen Vorentscheidung ausgehen, der Geist bedeute eine wesentlich neue Stufe der Wirklichkeit über die bloß organische Natur hinaus.

Der christliche Biologe hat allerdings Gewißheit, daß es so ist, aber nicht aus naturwissenschaftlicher Einsicht heraus, sondern auf Grund philosophisch-theologischer Erkenntnisse. Er ist sich auch bewußt, daß die Frage nach der Einbeziehung des Menschen in den Rahmen einer Gesamtevolution mit vollem Ernst nur in Hinsicht auf den menschlichen Leib und dessen Entwicklung aus niederen organischen Formen gestellt werden kann. Weil aber

¹ In diesem Beitrag wird das Thema nur in großen Zügen, zusammenfassend behandelt. Eine ausführliche Darlegung der vielen naturwissenschaftlichen Hypothesen, ihre kritische Beurteilung, die Begründung der hier vertretenen Auffassung und eine Übersicht über die diesem Beitrag zugrundeliegende, außerordentlich reichhaltige Literatur findet sich in der größeren Arbeit des Verfassers: *Das Problem der Hominisation. Über den biologischen Ursprung des Menschen*, in: *Quaestiones disputatae*, H. 11/12, Freiburg 1961. Karl Rahner SJ hat in einer größeren Einleitung zu diesem Buch das Problem der Hominisation theologisch behandelt.

Leib und Leiblichkeit nicht etwas Totes, sondern etwas Lebendiges und Be-seeltes besagen, weil ferner das Gehirn, dieses wesentliche Organ des Psychischen, und die gesamte nervöse Apparatur bei Säugern bzw. Primaten mit Einschluß des Menschen eine gleiche Grundstruktur aufweisen, kann und wird er sich auch um die Klärung bemühen, welche psychischen Vorgänge und Verhaltensweisen des Menschen, besonders die reichen instinktiven Grundlagen menschlichen Seelenlebens, sich mit denen der Tiere vergleichen oder sogar aus ihnen ableiten lassen und welche sich einer Ableitung widersetzen. Er versucht damit nur, das Geistige oder Geistgeprägte am Verhalten des Menschen² durch den Nachweis aller Einflüsse des Naturhaften gleichsam einzukreisen, um es so schärfer herausstellen zu können. Er versucht nachzuweisen, welche evolutive Wirkmächtigkeit und kausale Dynamik den Organismen als Zweitursachen zukommt, damit nicht zu früh oder unnötig nichtnaturwissenschaftliche Faktoren oder sogar die Erstursache (*causa prima*) selbst zur ursächlichen Erklärung herangezogen werden. Weder als Einbruch von oben noch als Ausbruch von unten darf die Erscheinung des Geistes bei der naturwissenschaftlichen Untersuchung vorwegnehmend aufgefaßt werden, weil ja beides durch die Forschung erst geklärt werden soll.

In philosophischer Sicht erscheint natürlich eine *erschöpfende* Erklärung des Wesens und Werdens menschlichen geistgeprägten Verhaltens *einzig und allein* durch die naturwissenschaftliche Biologie und durch die Verhaltensforschung grundsätzlich unmöglich, weil beide Forschungszweige zum vollen Erfassen und Verstehen des Humanen mit seinem unerschöpflichen Reichtum einfach nicht ausreichen. Sie kommen mit ihren rein empirischen Methoden an den Wesensgrund und die eigentliche Besonderheit menschlichen geistgeprägten Verhaltens nicht heran. Trotzdem vermögen sie, besonders die vergleichende Verhaltensforschung, wichtige Aussagen zu machen, an denen die philosophische Betrachtung nicht vorübergehen kann. Es sind vor allem zwei bedeutsame Erkenntnisse, die von der modernen Verhaltensforschung erarbeitet oder doch wenigstens in vertiefter und ausdrucksvoller Weise wieder zum Bewußtsein gebracht werden konnten: die Fülle animalischer Voraussetzungen menschlichen geistgeprägten Verhaltens und die Diskontinuität, auf die die Forschung bei der Rekonstruktion

² Wir brauchen uns bei unserer naturwissenschaftlichen Untersuchung nicht auf eine Begriffsbestimmung dessen einzulassen, was Geist ist, da dies nicht in den Aufgabenbereich der Naturwissenschaft fällt, sondern in den der mit ganz andern Methoden arbeitenden Philosophie und metaphysischen Psychologie. Doch möchten wir mit geistgeprägtem oder humanem Verhalten alles bezeichnen, worin sich die besondere Aktivität des Menschen und die für ihn kennzeichnende Eigenart seines Verhaltens offenbart: die Merkmale seiner Innerlichkeit, seine Weltoffenheit und die Art seiner Weltorientierung, das Ausdrucksmittel der Sprache, sein abstraktes, begriffliches Denken, seine Entscheidungsfreiheit und die Geschichtlichkeit seiner Daseinsform und Sozialstruktur, dazu den gesamten Reichtum der von ihm zur Meisterung und zum inneren Verstehen des Daseins geschaffenen Bewältigungsmittel in Werkzeug (Technik), Kunst, Wissenschaft, Philosophie und Religion und die von ihm gepflegte Tradition mit der Weitergabe des Wissens und der Sozialgebilde über Generationen hinweg. In diesen Verhaltensweisen liegen den Tieren fremde Wirkweisen vor.

eines Übergangs von tierischer zu menschlicher Verhaltensweise immer wieder stößt. Beides soll im folgenden kurz dargelegt werden.

ANIMALISCHE VORAUSSETZUNGEN HUMANEN VERHALTENS

Naturwissenschaftliche Vergleiche des Verhaltens von Mensch und Tier und das Aufsuchen und Auffinden von Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen stellen als solche noch keine Biologisierung des Menschenbildes dar, sondern den Versuch, eine Mensch und Tier zugrundeliegende gemeinsame Welt der Verhaltensweisen zu erfassen. Der Mensch hat ja tatsächlich eine säugetierartige Konstitution, von der er niemals befreit wurde. Selbst höchste Leistungen menschlicher Vernunft ruhen auf tieferen Schichten des Emotionalen und Instinktiven auf. Count vermochte sogar ein „Wirbeltier-Biogramm“ auf erblicher Grundlage aufzustellen, d. h. ein gemeinsames Muster der Lebensweise, das allen Wirbeltieren, auch dem Menschen, auf Grund ihrer gemeinsamen neurophysiologischen Struktur zukommt, das aber bei den einzelnen Wirbeltierklassen zu verschiedenen Versionen abgewandelt erscheint. Das ist nicht weiter erstaunlich, sondern sogar zu erwarten. Als die höhere Lebensform hat nämlich der Mensch alles zu seiner Verfügung, was auch die höchsten tierischen Lebensstufen kennzeichnet, auch wenn er mit diesem komplizierten Gefüge und Erbe, das er in Dienst genommen und menschlich überformt hat, wesentlich anders umgeht. Es wird sich deshalb unter den Verhaltensweisen der Tiere, besonders der Primaten, vieles finden, was auch beim Menschen anzutreffen ist und auf die gemeinsame Säugetierkonstitution mit bestimmten psychischen Möglichkeiten zurückgeht. Vor diesem „Hintergrund alter historischer Eigenschaften und Leistungen...“, die den Menschen auch heute noch mit den höheren Tieren verbinden“ (Lorenz), hebt sich erst das wesentlich Menschliche, das in der Tierreihe nie Dagewesene, in seinem vollen Umfang und seiner Einzigartigkeit deutlich heraus. Solche „alten historischen Eigenschaften und Leistungen“ sind zahlreich und mannigfaltig, so daß wir nur wenige herausgreifen können.

Baumbewohnende Tiere mit Greifhänden, wie die meisten Primaten, haben komplizierte räumliche Strukturen zu meistern. Die Suche nach Baumfrüchten und das Leben im verzweigten Geäst verlangt eine feine optische und taktile Analyse, eine Überschau vielfältiger Kombinationen isolierter Dinge und Gestalten. Entfernung und Lage des Zieles müssen vor der Bewegung dorthin im zentralen Nervensystem repräsentiert und exakt erfaßt sein. Solche „zentrale Raumrepräsentanz“ ermöglicht nach Lorenz ein „Handtieren im Vorstellungsraum“, ohne daß sich dabei die motorische Handlung mit ihren Folgen gleich einzustellen braucht. Es findet, besonders in verwickelten Situationen, vor der definitiven motorischen Innervierung als Antwort auf die Reizsituation eine Erprobung der verschiedenen Handlungsmöglichkeiten im rein intracerebralen Ablauf, eine Reihe von inneren

Experimenten statt, um das richtige Verhalten herauszufinden. Auch Residuen früherer Erregungen oder sinnliche Gedächtniseindrücke werden von Tieren, deren Zentralnervensystem einen hohen Komplikationsgrad und Ausbau erfahren hat, dabei verwertet. Dazu hat sich bisweilen noch eine Lockerung der fixierten Verhaltensweisen zugunsten eines Reagierens auf Grund von „Erfahrungen“ vollzogen, so daß ein gewisses Auswählen unter verschiedenen Verhaltensweisen möglich ist. Tiere besitzen eine Art „sinnlichen Schätzungsvermögens“ oder „sinnlicher Urteilkraft“. Sie vermögen Beziehungen auf der sinnlichen Ebene, etwa innerhalb des geschauten und vorgestellten Raumes, zu erfassen und „einsichtig“ oder „intelligent“ zu handeln. Sie besitzen eine „praktische Intelligenz“. Diese beiden Fähigkeiten zur Erprobung der Handlungsmöglichkeiten im Vorstellungsraum und zum praktisch einsichtigen Handeln lassen sich als Voraussetzungen menschlichen Denkens bezeichnen.

Eine besondere Art „praktische Intelligenz“ stellt das Vermögen mancher Tiere, besonders unter den Vögeln, dar, „Anzahlen zu sehen“ und „Anzahlen abzuhandeln“. Sie sind in der Lage, auf eine bestimmte Anzahl von Punkten, die sich etwa auf Deckeln von Futternapfen befinden, anzusprechen und sie von andern, ebenfalls dargebotenen Punktmengen zu unterscheiden. Solange der Vogel die Anzahl der Punkte, z. B. fünf, stets nur in ein und derselben Komposition, also als Figur, wie z. B. beim Domino, wahrnimmt, hat er, wie O. Koehler sagt, eine „unbenannte Vorstellung“ dieser Figur. Wird aber die Anzahl der Punkte auch in völlig verschiedenartiger Anordnung erfaßt und von andern größeren oder kleineren Anzahlen unterschieden, dann hat er den „unbenannten anschaulichen Begriff“ der gesehenen Anzahl fünf gebildet und eine „sensorische Abstraktion“ vollzogen. Beim „Abwandeln einer Anzahl“ wiederholt ein Tier eine Handlung x-mal hintereinander und stellt sie dann ein. So ließ man vor einer Taube in Abständen von einer Sekunde bis zur vollen Minute nacheinander Erbsen einzeln in eine Schale fallen. Die Taube vermochte zu lernen, stets nur fünf Erbsen aufzupicken und die sechste liegen zu lassen bzw. sich abzuwenden, wenn sie erschien. Hier wird also auf Grund der Wahrnehmung vermerkt und behalten, wie oft sich die Handlung wiederholt, und zwar ohne Rhythmushilfe. Beides, „Anzahlen zu sehen“ und „Anzahlen abzuhandeln“, ließ sich auch in verschiedener Weise miteinander verknüpfen, z. B. gesehene (oder auch gehörte) Anzahlen abzuhandeln und, wie es scheint, auch abgehandelte Anzahlen zu sehen. Die äußerste Leistung ging bis zur Zahl sieben (Kolkraben, Elstern, Graupapageien, Eichhörnchen). Es liegt hier weder ein echtes Zählen noch eine echte Abstraktion vor, weil Tiere keine Zahlwörter oder etwas diesen Entsprechendes besitzen, sondern, wie O. Koehler sagt, ein „unbenanntes Zählen“, das auch der Mensch bisweilen ausübt, interessanterweise ebenfalls nur bis zu sieben Anzahlen.

Lorenz hat auf das aktiv explorierende „Neugierverhalten“ hingewiesen, das von Wotjonis sogar als „Forschungsimpuls“ bezeichnet wird. Es ist

sehr stark bei den höheren Primaten ausgebildet, die ihre Umgebung mit großer Aufmerksamkeit untersuchen und an den Gegenständen herumhantieren, aber auch bei vielen Tieren während einer bestimmten, besonders reichen Entwicklungsphase ihres Lebens, in der sie spielen. Das Spiel wirkt durch das Erlernen der den Dingen anhaftenden Eigenschaften, wie Lorenz sagt, objektivierend und erfahrungssammelnd. Die „dialogische Auseinandersetzung mit den Dingen“ durch das Neugier-Lernen ließen in der Umwelt des Tieres Gegenstände entstehen.

Neben diesen am meisten auffallenden Voraussetzungen für geistgewirktes Verhalten gibt es noch eine Fülle weiterer, die wir nur kurz aufzählen können. Dazu gehört die gesamte biologisch-psychische Ausrüstung der Tiere, die weithin auch der Mensch besitzt: die Sinne, die Reizphysiologie, die angeborenen Fortbewegungsweisen, die Orientierungsmechanismen, die Masse der Instinkte, Stimmungen und Affekte, die angeborenen Auslösemechanismen, das Gedächtnis, die Assoziationsleistungen, die Fähigkeit zum Lernen, zur Bildung und Verwertung von Erfahrungen und zu Korrekturen durch Erfahrung. Im sozialen Bereich lassen sich als Voraussetzungen menschlichen Gesellschaftslebens vor allem die soziale Gliederung auf der Grundlage des Geschlechts, die Initiative und Aktivität des männlichen Geschlechtes, Familialismus, d. h. die Bindung des weiblichen oder auch des männlichen Partners an die Jungen, Revierverhalten (Territorialität), Ranghierarchien usw. anführen. Für die Sprache, die aus dem Zusammenspiel biologisch-psychischer Voraussetzungen und geistiger Kräfte resultiert, ist vor allem auf die Klangerzeugung und ihre Motorik mit dem Zusammenspiel von Kehlkopf, Mundhöhle, Atmung und bestimmten nervösen Zentren hinzuweisen, auf rhythmisches Empfinden, Komponier- und Transponiervermögen, auf die akustische Kontrolle der Stimme und die klangliche Nachahmung gehörter Vorbilder, die Nachgestaltung im sozialen Feld und auf die Ausbildung von „Symbolen“, wie sie sich bei den Bienen findet, die Richtung, Entfernung und Güte der Tracht mit Hilfe eines instinktiven Verhaltens, nämlich des „Schwänzeltanzes“, auszudrücken vermögen, wobei Dauer und Lebendigkeit des Tanzes, seine Richtung zur Vertikalen und die Zahl der in der Minute zurückgelegten Achtertouren dabei als „quantitative Symbole“ dienen.

Die soeben aufgeführten Voraussetzungen menschlichen geistgeprägten Verhaltens geben eindrucksvolle Kunde vom seelischen Reichtum tierischer Innerlichkeit, aber auch von der tiefen Verankerung im Biologisch-Triebhaften, deren das Verhalten des Menschen zu seiner Verwirklichung bedarf. Die aufgedeckten Analogien im Verhalten von Mensch und Tier, die viel zahlreicher sind, als man bisher angenommen hatte, lassen keinen Zweifel aufkommen, daß das Animalische oder Leibliche, das als beseelter Leib naturgemäß Seelisches oder Psychisches mit einschließt, einen unentbehrlichen Unterbau menschlichen Seelenlebens bildet. Das geistige Sein ist leibgebunden. In stammesgeschichtlicher Betrachtung kann man deshalb die höheren

Primaten der Vorzeit nicht nur ihrer Gestalt, sondern auch ihrem Verhalten und ihrer psychischen Ausrüstung nach mit Kälin als auf das Erscheinen des Menschen präorientierte, prähominide Vorstufen oder mit Conrad-Martius als den Menschen körperlich und seelisch vorentwerfende oder vorahmende Wesen auffassen. Eine solche Sicht begreift die Welt des Lebendigen sehr stark als eine Einheit, in der die gleichen grundlegenden Prinzipien wirksam sind. Indem man aber den Menschen ganz in die Natur hineinstellte und seine Säugetierkonstitution in der Ausprägung der höheren Primaten, besonders auch in deren Verhalten, noch stärker erkannte, hat man zugleich auch seine Sonderstellung in der Natur, die keine absolute ist, schärfer erfaßt. Auch in der naturwissenschaftlichen Forschung, besonders der Verhaltensforschung, wurde die eigenartige Situation der menschlichen Existenz offenbar, die sich weder von ihrer Leiblichkeit abzulösen, noch sich mit ihr zu identifizieren vermag. Die moderne Forschung hebt, wie Portmann sagt, auf der einen Seite in kaum erst geahntem Umfang die verborgene Übereinstimmung hervor, auf der andern Seite weist aber dieselbe Biologie in unerwarteter Deutlichkeit hin auf die Eigenständigkeit der menschlichen Existenz. Wo vor allem zeigt sich diese Eigenständigkeit und Unableitbarkeit aus rein Biologisch-Tierischem? Wo wird eine Diskontinuität in der Evolution des Lebendigen sichtbar?

DIE DISKONTINUITÄT ZWISCHEN TIERISCHEM UND HUMANEM VERHALTEN

Im Gestaltlichen scheinen nach Ausweis der fossilen Funde, besonders der vorzeitlichen, aufrechtgehenden Australopithecinen Südafrikas, die Grenzen zwischen Mensch und Tier zu zerfließen³. Aber im ausgedehnten und mannigfaltigen Bereich des Verhaltens ist eine deutliche Diskontinuität zu bemerken, auch wenn sie wegen der außerordentlich engen Verschränkung und Verflechtung von Biologisch-Animalischem und typisch Menschlichem nicht immer leicht zu fassen ist. Hier verläuft trotz aller Ähnlichkeiten und Entsprechungen eine feine, aber scharfe Trennungslinie. Bei allen Untersuchungen über die Evolution der Sprache und des menschlichen Verhaltens aus tierischen Vorgegebenheiten ist man auf sie gestoßen, vermochte sie aber nicht befriedigend und einleuchtend durch den Nachweis, wenigstens theoretischer Art, eines kontinuierlichen Übergangs von tierischem zu menschlichem Verhalten zu beseitigen, so daß an der Realität dieser Diskontinuität kein Zweifel sein kann. Zwar betrachten manche Forscher bestimmte Voraussetzungen humanen Verhaltens, die sich bei Tieren finden, schon als „Keim des Intellektes“, als „Anfang des Denkens“ oder als „unbenanntes Denken“ und setzen das „einsichtige Handeln“ oder die „praktische Intelligenz“ des Tieres mehr oder weniger schon mit geistigem Ver-

³ Vgl. P. Overhage SJ, Kleinhirnige Menschen?, diese Zschr. 164 (1959) 291 bis 305.

halten gleich. Aber damit geht man am eigentlichen Problem, das das Werden menschlichen Verhaltens darstellt, vorbei und setzt schon voraus, was man in seiner ursächlichen Entstehung erklären soll.

Die Versuchung dazu ist nicht gering, weil manche Tiere, besonders die Menschenaffen, so vieles „Menschliche“ in ihrem Verhalten zeigen. Das liegt zum Teil in ihrem Körperbau begründet, der dem des Menschen ähnlich ist, aber auch in der Tatsache, daß sie Mittel zum Ziel in Situationen anwenden, die denen beim Menschen gleichen. Tiere sind ja nicht bloß aufs einzelne eingestellt, sondern entwickeln, wie Buytendijk sagt, im Umkreis von Empfindung und Tätigkeit einen Sinn fürs Typische, der ihrem Verhalten einen überraschend intelligenten Zug verleiht. Dieser Sinn fürs Allgemeine hat aber nichts mit echter Abstraktion und Begriffsbildung zu tun. Er bleibt innerhalb der sinnlichen Sphäre und ist feldgebunden. Er zeigt nur, daß sich das Tier auf Schwierigkeiten, Chancen und Gefahren versteht, indem es sie überwindet. Wohl sieht das Tier Zusammenhänge und vermag seine Erfahrungen in ähnlichen Situationen zu verwenden und Regeln zu befolgen, aber es weiß nicht um den Regelcharakter seines Verhaltens. Es fehlt dem Tier das Handeln auf Grund von Urteilen, die sich aus einem theoretischen Begreifen der Situation ergeben. Es fehlt auch die so eminent wichtige Weitergabe des Erlernten (Tradition), wodurch erst der Aufbau einer Kultur ermöglicht wird. Die praktischen Lebensprobleme des Tieres werden vielmehr durch praktische Einsicht oder unmittelbares Sehen der Sachbezüge ohne Begreifen gelöst. Solche „praktische Intelligenz“, d. h. ein Erfassen von Beziehungen auf der sinnlichen Ebene beim praktischen Handeln, wäre dann eine biologische Kategorie, eine Art des Verhaltens, die ohne jeden logischen, rationalen oder abstrakten Charakter Einblicke oder Einsicht in Bezüge einer bestimmten Umwelt gewährt und auch die Möglichkeit des Lernens und die Fähigkeit zur Bildung und Verwertung von Erfahrungen und Korrekturen durch Erfahrung einschließt. Intelligenz wäre dann kein Monopol des Menschen, wohl aber der Geist, für dessen Wirken jedoch die „praktische Intelligenz“ eine natürliche Voraussetzung bildet. Hier liegt die Diskontinuität. Alle Versuche, begrifflich-abstraktes Denken und bewußtes reflexes Begreifen und Urteilen, wie der Mensch es übt, aus tierischer Intelligenz oder tierischem einsichtigen Handeln, echtes begriffliches Zählen aus „unbenanntem Zählen“, bewußtes Lernen und beabsichtigte Weitergabe des Gelernten aus tierischer Lernfähigkeit durch kontinuierliche Evolution herzuleiten, sind mißlungen.

Die Diskontinuität findet sich auch im weiten und vielgestaltigen Bereich des sozialen Verhaltens. Das soziale Verhalten der Primaten läßt sich als Grundlage für gewisse allgemeine Züge der menschlichen Gesellschaft auffassen. So bezeichnet Sahlins in stammesgeschichtlicher Betrachtung die Territorialität, die Ranghierarchien, die sozial stark wirksame Sexualität, die Zuteilung der sozialen Funktionen nach Geschlecht und Alter usw. als „wirkliche Überreste von sozialen Verhaltensweisen der Primaten“. Doch ist

nach ihm kein einziges spezifisches Merkmal der Kulturgesellschaft, weder nach Form noch Funktion, selbst nicht in seiner primitivsten Ausprägung, ein „direktes Überbleibsel“ irgendeines spezifisch sozialen Verhaltensmerkmals der Primaten. Keine der kulturgesteuerten Verhaltensweisen des Menschen ist in ihrer Gestalt *völlig* naturgegeben und in ihrer Struktur *völlig* aus der sozialen Sphäre des Tieres herzuleiten. Es gibt keine natürliche Sozialstruktur des Menschen, wie Portmann mit Recht betont, wenn es auch natürliche Sachverhalte gibt, die, wie z. B. die auf starken ursprünglichen Anlagen beruhende soziale Bedürftigkeit oder die Bindung von Mutter und Kind, in eine zu findende Sozialordnung eingehen können. Alle unsere Formen (Bau der Sprache, Struktur von Ehe und Familie, Ordnung des Geschlechtslebens, Aufzucht des Nachwuchses, Organisation politischer Gruppen, Staatsbildungen usw.) sind gefundene und durch Übung und Tradition bewahrte Einrichtungen und lassen sich nicht restlos in ihrer vorliegenden Gestalt und Entstehung aus der animalen Sphäre begründen. Selbst zwischen der primitivsten menschlichen Gesellschaft und einer nichtmenschlichen Gruppe besteht im sozialen Verhalten eine qualitative spezifische Diskontinuität. Sie liegt nach Sahlins und andern vor allem darin begründet, daß das soziale Verhalten nichtmenschlicher Primaten von deren Anatomie und Physiologie gesteuert wird und seine Abänderung eine Begleiterscheinung und der direkte Ausdruck biologischer Änderungen des Organismus ist. Die soziale Anpassung des Menschen und ihre Wandlungen dagegen seien nicht einfach Ausdruck seiner Primatennatur, sondern würden durch kulturelle Faktoren gesteuert.

Auch im Bereich der tierischen Lautäußerung und der menschlichen Kommunikation, den wir noch erwähnen möchten, wird die Diskontinuität offenbar. Keiner der zahlreichen hypothetischen Versuche, den Spracherwerb als Endpunkt eines kontinuierlichen Entwicklungsprozesses aus tierischen Gegebenheiten darzutun, vermag die Lücke zwischen tierischer Lautäußerung und Sprache zu überbrücken. Die Laute und Lautkomplexe der Tiere, wie man sie in den „Vokabularen der Tiersprache“ oder den „Wörterbüchern der Affensprache“ aufgezeichnet findet, sind nämlich nur der unwillkürliche Ausdruck einer von äußeren oder inneren Reizen erzeugten Gemütsbewegung (Hunger, Unruhe, Wut, Schmerz, Lust, Zufriedenheit usw.), ohne daß die Absicht einer Mitteilung an ein anderes Individuum, die für die Sprache wesentlich ist, auch nur wahrscheinlich wäre, selbst wenn die Lautäußerungen als Reize auf andere Artgenossen wirken und bei ihnen eine zweckmäßige Reaktion hervorrufen können. Die Kundgabe in der Tierwelt ist weder eine Mitteilung noch eine Frage, sondern der Ausdruck einer Stimmung. Tierlauten sind deshalb nur entsprechende menschliche Laute, z. B. der spontane emotionale Schrei, etwa bei Angst oder Schmerz, vergleichbar. Der Sprache dagegen liegt ein innerer Sprachsinn, die gegenseitige Verständigungsabsicht zum Zweck des persönlichen oder sozialen Kontakts und des Erreichens bestimmter Ziele zugrunde, die einem Erkenntnis- oder Frage-

bedürfnis entspringt. Die einfache Gleichsetzung von Sprache und Lauterzeugung, deren Elemente sich dann auf der tierischen Stufe aufweisen lassen, ist deshalb eine irreführende Verwechslung und verschleiert nur eines der großen anthropologischen Probleme. Dieses besteht noch nicht einmal so sehr in der Frage, wie ein Laut durch phonetische Umbildung und Artikulation für eine Sprache geeignet wird, sondern vor allem in der Frage, wie aus spontaner Ausdrucksweise eine bewußte und gewollte Verständigung oder wie aus der reinen „Symptomfunktion“ des Lautes eine mitteilende und beabsichtigte „Symbolfunktion“ wird. Den Übergang zwischen beiden vermochten auch scharfsinnigste Überlegungen nicht einsichtig zu machen.

Überblickt man die dargebotenen Hypothesen zur Rekonstruktion eines kontinuierlichen Übergangs von tierischen Vorgegebenheiten zur menschlichen Sprache, dann findet sich die Diskontinuität stets an der gleichen Stelle. Sie liegt z. B. bei der Sprachentwicklungstheorie („Kontakttheorie“) von Révész (Kontaktlaut - Anruf - Zuruf - Imperativsprache usw.) zwischen dem „Anruf“ bzw. „Zuruf“, die noch keinen „Symbolcharakter“ tragen, und der „Imperativsprache“, über deren Entstehung sich aber, wie Révész selbst betont, keine sicheren Aussagen machen lassen, weil die Sprache nicht mit innerer Notwendigkeit aus nichtsprachlichen Rufen entsteht. Bounak weist bei den von ihm aufgestellten Entwicklungsstadien der Sprache ebenfalls darauf hin, daß die Entstehung der „signaux conscients“ bzw. „sons conscients“ („cris appels“) die entscheidende und bis zur Stunde diskutierte Frage darstelle. Auch bei den zahlreichen andern Hypothesen verläuft die unüberwindbare Trennungslinie beim Übergang von erblich festliegenden Reizgestalten und Lauten zur bewußten Verständigungsabsicht, zur Worterschöpfung und freien Verfügbarkeit der geschaffenen Worte. Die Tier-„sprache“ ist deshalb, wie Kainz sagt, keine prähistorische Vorstufe der Menschensprache in dem Sinn, daß sich hier an einer lückenlos aufweisbaren Entwicklungskette und Stufenfolge alle Schritte nachweisen ließen, die von ihr zur Menschensprache führten. Das charakteristisch Neue und wesensmäßig sich Unterscheidende könne aus den vorhandenen tierlautlichen Beständen nicht bruch- und lückenlos abgeleitet und erklärt werden. Weder die emotionale Lautproduktion noch die höchsten Kommunikationsweisen der Tiere stellen den Anfang oder Ursprung einer Sprache dar.

Die Diskontinuität in der Evolution des Verhaltens wird heute von zahlreichen Forschern gesehen und anerkannt. Sie finden dafür sehr bezeichnende Worte. Im Übergang von tierischer Lautäußerung zur menschlichen Sprache verberge sich, so sagen sie, ein „ungeheurer Entwicklungsschritt“ oder ein „gewaltiger Sprung“. Sie sprechen von einem „völlig neuen Einsatz“ oder von der „Sprache, die keinen Ursprung hat, sondern ein Ursprung ist“. Pavlov setzt an dieser entscheidenden Stelle sein „zweites Signalsystem der Signale der Signale“ ein, das das Instrument der höchsten Orientierung des Menschen sei und erst menschliches Denken und Sprechen ermögliche. Es sei ein „neuer Zusatz“, der „ein neues Prinzip in die Tätigkeit

der Großhirnhemisphären hineingebracht“ habe. Pavlov sucht auf diese Weise die Diskontinuität zu überwinden, hebt sie aber nur noch schärfer hervor. Um das geistgewirkte Verhalten des Menschen erklären zu können, sprechen andere Forscher von „atomarer Kreativität“, von „Umschlagspunkten“ und die durch den Umschlag ausgelöste „Verfestigung des Seelenlebens“, vom „Blitz, der in die Kreatur fährt“, von einer „Zustandsänderung, d. h. vom Auftauchen völlig neuer Eigenschaften während der Evolution des Lebens“, von einer „sprunghaften Änderung“ oder von einem „kritischen Punkt in der organischen Evolution“, von einer „dritten Dimension“ oder einem „third-order behavior“. Alle diese Formulierungen kennzeichnen eindeutig die naturwissenschaftliche Situation und heben, jede auf ihre Weise, die Diskontinuität zwischen Tierischem und geistgewirktem Menschlichen hervor. Sie betonen das Einmalige des Menschen und seines humanen Verhaltens, das Gewaltige, das in seiner Existenz und seinem Werden naturwissenschaftlich erklärt und aus tierischen Verhaltensweisen abgeleitet werden soll, aber nicht vollständig abgeleitet werden kann.

Die moderne Verhaltensforschung hat also, wie wir gesehen haben, durch ihre Untersuchungen und Ergebnisse zu einer höheren Wertung der Innerlichkeit des Tieres und seines seelischen Vermögens geführt. Je höher man aber von tierischen Lebensformen denkt, sagt Portmann, um so großartiger wird sich auf diesem Hintergrund der Mensch und sein humanes Verhalten abheben, um so schärfer lassen sich die Gegensätze zwischen Mensch und Tier erfassen. Diese Erforschung der Innerlichkeit des Tieres und seiner Verhaltensweisen, die gerade erst eingesetzt hat, macht schon jetzt deutlich, wie ähnlich tierisches Verhalten in vielen Punkten dem menschlichen ist und welch reiche seelische Möglichkeiten höhere Tiere ihr eigen nennen. Auch Tiere besitzen ein starkes Gefühlsleben, soziales Verhalten und soziale Gliederungen. Sie sind — auf der sinnlichen Ebene — zu einsichtigem Handeln auf Grund ihrer praktischen Intelligenz fähig. Es wird immer deutlicher, in welch kaum geahntem Umfang die menschliche Daseinsform durch Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen mit den nichtmenschlichen Organismen verbunden ist. Sie stellen die Grundlagen oder Voraussetzungen dar, deren menschlich geistgewirktes Verhalten zu seiner Verwirklichung bedarf. Auf der anderen Seite hat aber gerade diese höhere Einschätzung des Tieres den Unterschied zwischen Mensch und Tier, der zwar kein vollständiger, wohl aber ein wesentlicher ist, noch deutlicher hervortreten lassen. Er konnte durch die naturwissenschaftliche Forschung trotz vertieften tierpsychologischen Studiums und zahlreicher konstruierter Übergänge nicht beseitigt werden, auch wenn er sich jetzt in anderer Weise darstellt. Der Christ sieht sich dadurch in seiner Auffassung auch von der naturwissenschaftlichen Seite her bestärkt. Er weiß, daß die am Befund zutage tretende Diskontinuität niemals durch echte Zwischenglieder, etwa durch wirkliche „Tier-Menschen“ überbrückt werden kann. Der Wesensunterschied zwischen Tier und Mensch ist für ihn keine offene Frage. Der Naturwissenschaftler dagegen wird ihn

wegen der Eigenart seiner Forschungsmethode, die eine möglichst weitgehende Eingliederung auch des Menschen in die organische Natur versuchen muß, auch weiterhin als offene Frage behandeln. Er wird zusehen, was sich alles am Menschen aus tierischen Vorgegebenheiten sinnvoll und befriedigend ableiten läßt. Nur so wird die Kluft, die zwischen Mensch und Tier besteht, in ihrer wirklichen Größe und Eigenart erkannt.

Zur Vergegenwärtigung der Lage des deutschen Katholizismus 1933

DRITTER TEIL: DIE GEWINNUNG DER KONKORDATSLINIE*

ERNST DEUERLEIN

VII

In Auseinandersetzung mit dem im Februar-Heft 1933 der *Europäischen Revue* veröffentlichten Aufsatz von *Carl Schmitt* „Weiterentwicklung des totalen Staats in Deutschland“¹³⁹ besprach *Friedrich Fuchs* in seiner im März 1933 veröffentlichten Miszelle das Verhältnis des totalen Staates, des neuen „Leviathans“, zur Religion und erinnerte an das Bedürfnis jeder zur Herrschaft gelangenden Tyrannis, sich mittels der konservativen Macht der Religion zu konsolidieren und zu konservieren: „Der erste Napoleon durch das Konkordat, der dritte durch sein Bündnis mit den französischen Katholiken und seine Intervention zugunsten des Kirchenstaates; Mussolini durch den Lateranpakt. Es ist dies eine Politik des *do ut des*, bei der die Kirche ihren Partner, auch wenn er Gaben bringt, keinen Augenblick als das einzuschätzen aufhört, was er ist und bleibt: als Danaer. Sie wußte bei dem Ersten Konsul wie bei dem Duce, daß die Sicherstellung der Sakramentenspendung, des religiösen Unterrichts, der christlichen Eheschließung, in ihrer objektiven, der Absicht des Bringers dieser Gaben völlig entrückten Wirkung ein so kostbares Gut ist, daß sie die Hand zum Vertrag bieten konnte, um so mehr, als sie in eben diesem Vertrag eine Garantie dafür sah, daß ein christliches Geschlecht heranwachsen könne, an dem der heidnische Totalitätsanspruch des Staates seine Grenze finden werde.“ Fuchs schloß seine Be-

* Vgl. den ersten Teil: „Die Ausgangsposition“ und den zweiten Teil: „Der Übergang in den totalitären Parteistaat“, in dieser Zschr. 168 (1961) 1ff. und 90ff.

¹³⁹ *C. Schmitt*, Weiterentwicklung des totalen Staats in Deutschland, in: *Europäische Revue*, IX. Jahrg. (1933) 1, 65 ff.